

Zehn Jahre meines Lebens (1939 – 1949)

Umsiedlung – Familie – Krieg und Schrecken

Umsiedlung

1939 wurde den deutschen Kolonisten in Südosteuropa aufgrund einer Vereinbarung zwischen Deutschland und Russland durch Aufruf angetragen, nach Deutschland zurückzukehren. So kam ich durch die Umsiedlung von Krasna in Bessarabien/Rumänien, das nun durch Russland besetzt wurde, im Oktober 1940 im Alter von 18 Jahren mit meiner Mutter Rosalie Volk, dem Stiefvater Matthias Volk und meinem jüngsten Bruder Lazarus Both nach Deutschland. Es war ein tiefer Einschnitt in unser Leben und wir waren traurig, die langjährige Heimat verlassen und alles aufzugeben zu müssen, was in Generationen aufgebaut worden war.

Von Krasna aus ging es mit einem Fuhrwerk bis Galati, von dort weiter mit dem Schiff fünf Tage lang auf der Donau bis Semlin bei Bukarest (Jugoslawien/heute Serbien) in ein Übergangslager. Von dort aus fuhren wir mit dem Zug weiter über Graz bis nach Pirna in Sachsen, südlich von Dresden. Die Reise mit dem Schiff und mit dem Zug wurde zu einem Erlebnis für uns und besonders für die Kinder. Die meisten der Bessarabiendeutschen waren niemals über ihren Geburtsort herausgekommen, und nun diese große Veränderung; bis auf einige Habseligkeiten musste alles zurückgelassen werden! Die Betrachtung der vorbeiziehenden Landschaft lenkte uns ein wenig von unserem Kummer ab und ließ die Hoffnung auf eine gute Zukunft wachsen. So war denn die Freude auch groß, wieder in Deutschland zu sein – Deutschland - der Heimat unserer Vorfahren – die von hier als Kolonisten nach Russland und Rumänien auf Ruf von Kaiserin Katharina II. und später Alexander I. ausgewandert waren. Wir waren dem Aufruf Hitlers „Heim ins Reich“ zu kommen voll Vertrauen gefolgt. Die weinenden Kinder wurden beruhigt: „Wir fahren zu Onkel Hitler, alles wird gut.“

Familie

In Pirna habe ich meinen späteren Mann Bernhard Hein (auch aus Krasna), der als Soldat mit dem eigenen Pferd in der rumänischen Armee gedient hatte und von seinem Einsatzort ebenfalls umgesiedelt wurde, wieder getroffen. Die Freude war groß, wir kannten uns schon von der Schule aus, und so haben sich Freundschaft und Zuneigung entwickelt und bei diesem unverhofften Wiedersehen neu vertieft.

Als bekannt wurde, dass wir in Polen angesiedelt werden sollen, waren wir doch alle sehr erschrocken und tief enttäuscht. Die Umsiedler sollten im Raum Danzig-Westpreußen auf Höfen angesiedelt werden, von denen die Polen zu diesem Zweck kurz zuvor von der deutschen Armee vertrieben und enteignet wurden. Da Bernhard mit seiner Mutter und seinem jüngsten Bruder Alex in eine andere Gegend kommen sollte als meine Familie, bat er mich kurzerhand, seine Frau zu werden und mit ihm zu ziehen. Ich war wie vom Blitz getroffen, ich war erst 18 Jahre alt, und auch meine Mutter war im ersten Moment gegen diese plötzliche Heirat. Es ist mir nicht leicht gefallen, aber die Situation ergab sich so, und vielleicht war es auch Schicksal, ich gab ihm mein Jawort.

Unsere Hochzeit am 24. Februar 1941 im Lager in Pirna war sehr armselig. Eine fremde Frau lieh mir ein Kleid für diesen Tag. Ich verließ meine Familie und zog im Juni 1941 mit meinem Mann nach Feldlindau (heute Wudzinek) ca. 27 km nördlich von Bromberg auf ein Anwesen außerhalb des Dorfes inmitten von Feldern gelegen. Der Hof sah sehr trostlos, um nicht zu sagen heruntergekommen aus, und uns kamen die Tränen beim Einzug in dieses fremde

unwirtliche Anwesen, das unsere neue Heimat werden sollte. Man hatte uns versprochen, das alte Wohnhaus abzureißen und ein neues zu errichten. Aber dazu kam es dann nicht mehr. Es begann für mich ein neuer Lebensabschnitt mit einem von Pflichten erfüllten Leben und nicht sehr rosigen Zukunftsaussichten, Deutschland befand sich ja im Krieg. Aber der Mensch ist ein Gewohnheitstier, ich fügte mich in mein Los. Und ich hatte Heimweh!

Da gerade die Erntezeit begann, mussten wir gleich mit anpacken. Die polnischen Arbeiter, die dort verblieben waren, haben uns nicht gerade freundlich empfangen, aber mit der Zeit sind wir uns näher gekommen. Wir wurden auch vom Bürgermeister und dem Ortsbauernführer begrüßt. Aber wir haben viel geweint um den Verlust unserer schönen alten Heimat. Natürlich mussten wir uns damit abfinden, hier ein neues Zuhause aufzubauen. Inzwischen wurde ich schwanger, mein Mann und mein Schwager wurden im gleichen Jahr zur Wehrmacht eingezogen. Ich musste nun mit meiner kranken Schwiegermutter Gottoleva Hein und mit sieben Polen eine Landwirtschaft von 180 Hektar bewirtschaften. Es gelang uns unter den gegebenen Umständen ganz gut, dank der guten Zusammenarbeit mit den polnischen Mitarbeitern. Der Bürgermeister und der Ortsbauernführer lobten mich für meine gute Arbeit.

Am 13. März 1942 wurde meine erste Tochter Rosemarie geboren. Mein Mann kam für ein paar Tage auf Heimaturlaub, aber der Abschied war schwer. Doch die Pflicht rief, also Kopf hoch!

Meine zweite Tochter Irma wurde am 20. Mai 1943 geboren. Mein Mann kam wieder auf ein paar Tage nach Hause, es war sein letzter Urlaub und auch unserer letztes Wiedersehen. Er muss es gespürt haben. Sein Abschied fiel ihm dieses Mal noch schwerer als sonst. Ich sehe ihn noch vor mir, er stand an der Wiege unserer Jüngsten und spielte auf seiner Geige, wobei ihm unaufhörlich die Tränen über die Wangen liefen. Eine dunkle Vorahnung beschlich mich bei diesem Anblick.

Krieg und Schrecken

Im Oktober 1944 erhielt ich die Mitteilung, dass mein Mann vermisst sei, und Anfang Januar 1945 begann die Flucht. Da unser Gehöft (wie auch einige andere) außerhalb der geschlossenen Ortschaft lag, erhielt ich von unserem polnischen Knecht Kasimir sehr spät die Nachricht, dass alle Deutschen das Dorf verlassen hätten und die russische Front schon bei Bromberg stehe. Man konnte die Artilleriegeräusche bis zu uns hören. Ich habe daraufhin eiligst meine beiden Kinder - inzwischen fast drei und eineinhalb Jahre alt -, meine kranke Schwiegermutter und einige Habseligkeiten auf einem Pferdewagen in Federbetten verpackt (Kasimir half mir beim Einspannen) und war bis ins nächste Dorf gezogen. Hier gab es kein Weiterkommen mehr, die Straßen waren blockiert von Fluchtwagen und der zurückweichenden deutschen Front, wir mussten zurück auf unseren Hof. Es war Winter und eiskalt – auch in unseren Herzen.

Am 15. Januar 1945 überfielen uns die Russen in unserem Haus, die Rote Armee überrollte unser Land. Einzelne Frauen aus der Nachbarschaft waren mit ihren Kindern zu uns geflüchtet. Das erste, was die Russen bei ihrem Einbruch riefen war: „Dawai, Wodka“. Zum Glück war zu diesem Zeitpunkt noch eine polnische Angestellte im Haus, die uns fürs Erste rettete. Sie rief den Russen zu: „Schisko Polaki!“, was soviel bedeutet wie „alles Polen!“.

Aber was dann passierte, als die polnische Frau nicht mehr bei uns bleiben und uns schützen konnte, ist nicht in Worte zu kleiden Wenn schon meine Dreijährige angelaufen kam und rief: „Mutti, Mutti, versteck dich, ein Onkel Russe kommt!“ (zu Kindern waren die Russen ja immer sehr freundlich) - dann braucht man nichts mehr zu erklären. Es half kein Betteln und

Flehen, mit vorgehaltenem Maschinengewehr und dem eindeutigen Befehl „Dawai!“ oder „Frau komm!“ waren wir der rohen Gewalt der ausgehungerten Soldaten ausgeliefert. Es nützte auch nichts, dass wir uns mit Kot beschmierten und mit alter Kleidung verunstalteten. Es war die Hölle für uns deutsche, wehrlose Frauen! Kein noch so frisches Wasser hätte unsere Schmach abwaschen können. Und ich dankte Gott, dass meine Töchter noch so klein waren!

In den ersten Tagen hatten wir Leichen zusammenzutragen und ihnen die Stiefel von den starren Füßen zu zerren. Alle Vorräte im Haus hatten die Besetzer aufgebraucht, leere Töpfe und Krüge benutzen sie für ihre Notdurft. Sie schlachteten das Vieh, auch auf den umliegenden Höfen. Hin und wieder legte ein „Onkel Russe“ meiner dreijährigen Tochter Leber, Herz oder Nieren in die Schürze; Innereien aßen die Russen nicht. Sie kam freudestrahlend mit ihrer blutigen Fracht angelaufen, als ob sie verstanden hätte, welch kostbares Gut sie da in den Händen hielt.

Dann kam der enteignete polnische Besitzer unseres Hofes zurück und warf uns kurzerhand aus dem Haus. Wir wurden mit weiteren deutschen Familien aus dem Umland - das heißt ausschließlich Frauen mit Kindern, die auch nicht mehr rechtzeitig fliehen konnten - in einem Gartenhaus des ehemaligen Bürgermeisters zusammengepfercht. Ich kann mich noch an einige Familiennamen der Frauen erinnern: Rother, Bullach und Bandler, die ebenfalls deutsche Umsiedlerfrauen aus Rumänien waren, allerdings nicht aus meinem Geburtsort stammten. Eine Frau hatte vier Kindern im Alter von fünf, drei und zwei Jahren und ein Baby von knapp einem Jahr, eine schwangere Frau kam mit drei Kindern, eine verstörte Frau mit zwei Töchtern im Alter von 14 und 17 Jahren, dazu eine weitere kranke ältere Frau – mit meiner Familie zusammen hausten wir mit siebzehn Personen auf engstem Raum. Wir hatten keine Betten, nur Stroh, und nichts zu essen, aber wir hatten ein Dach über dem Kopf und sogar eine kleine Kochstelle. Auf jeden Fall aber waren wir hier vor den Ausfällen der russischen Soldaten sicher. Ich bat den nun polnischen Bürgermeister um ein paar Lebensmittel und um Hilfe in unserer unmenschlichen Situation; er wies mich kurzerhand ab, dass er selber nichts habe.

Wir haben dann eine Kartoffelmiete entdeckt, das war unsere Rettung. Von nun an gab es morgens, mittags und abends Kartoffeln, einen Herd hatten wir ja. Uns taten die Kinder von Herzen leid, aber den Polen war es strengstens untersagt, uns Deutschen zu helfen. Trotzdem habe ich jeden Tag Gott gedankt, dass ich immer noch meine Kinder hatte, sie waren ein Stück verbliebenes Eigentum, aber auch davon sollte ich bald getrennt werden.

Bis zur Kapitulation wurden alle zurückgebliebenen, halbwegs arbeitsfähigen deutschen Frauen, aber auch Polen, von den Russen auf Lastwagen in ein entfernteres Gebiet gefahren; dort mussten wir Schützengräben ausschachten, zwei bis drei Meter pro Tag waren Pflicht, Baumstämme im Wald für Bunker roden und Munitionskisten schleppen. Übernachtet haben wir in Scheunen bei kärglichem Essen. Zurück mussten wir natürlich bis Wudzinek laufen. Als wir zurückkamen, waren unsere Kinder total verwahrlost und verlaust, da die Alten und Kranken sich kaum um sich selbst kümmern konnten, geschweige denn um die Kinder.

Dann wurde ein Landflugplatz in unserer Nähe gebaut, hier mussten wir Erde herantragen. Jeweils vier Frauen mussten eine Art Trage mit vier Griffen voll beladen und hunderte von Metern schleppen, den ganzen Tag. Abends waren wir total zerschlagen und zerschunden, aber wir waren wenigstens nachts bei unseren Kindern.

Ab dem 8. Mai 1945 wurden wir unter polnische Verwaltung gestellt. Doch wir wurden den Polen bald zur Last, so dauerte es auch nicht lange, bis wir abgeschoben wurden. Wir kamen in

das Arbeitslager Potulitz/Potulice (das früher schon ein berüchtigtes Gefängnis unter deutscher Herrschaft war, so erfuhren wir später).

Zuvor mussten wir zu Fuß - die Gebrechlichen kamen auf Lastwagen - die fast 30 Kilometer bis Bromberg laufen, hier hat uns die polnische Gestapo übernommen und uns als Erstes brutal von unseren Kindern getrennt. „Großer Gott, erbarme dich unser“, dachte ich nur, „nun nimmt man mir auch noch mein Letztes, meine geliebten Kinder!“. Für ein Mutterherz ist es unbeschreiblich, wie gelähmt zusehen zu müssen, wenn einem die Kinder aus den Armen gerissen werden, mitten in der Nacht, einfach auf Lastwagen geworfen, wie Abfall! Das Schreien und Wimmern unserer Kinder traf uns Mütter tief ins Herz und wollte nicht verstummen.

Hier traf ich auch meine Schwägerin Amalie Ternes mit ihren Kindern, die ebenfalls nicht mehr flüchten konnten, aber ich verlor sie aus den Augen.

Viele Mütter sind durchgedreht, die Antwort darauf waren Schläge mit dem Gummiknüppel, der nun zu unserer ständigen Bedrohung wurde. Wir wurden von der Miliz wie Verbrecher behandelt, als Huren beschimpft und man rief uns höhnisch zu, dass man aus unseren Kindern erst einmal anständige Menschen machen werde. Doch selbst dieser schwere Schicksalsschlag ließ mich meinen Glauben und die Hoffnung an das Gute nicht verlieren; ich habe alles als schwere Prüfung angenommen. „Wer den Kampf aufgibt, hat schon verloren“, irgendwo hatte ich diese Worte einmal gehört, nun gaben sie mir Kraft.

Von Bromberg ging es zu Fuß weiter in das Arbeitslager Potulice, das etwa 30 km westlich von Bromberg entfernt liegt. Hier gab es keine Ruhe, nur weitere Schikanen. Zunächst wurde uns alles abgenommen, wir wurden am ganzen Körper kahl geschoren und erhielten grobe Gefängniskleidung. Nachts wurden wir oftmals schikaniert und zum Appell auf den Korridor beordert. Eines ihrer Lieblingsspiele war „Hasenhüpfen“. Wir mussten dazu in die Hocke gehen, uns mit den Händen an die Ohrläppchen fassen und wie Hasen hüpfen, immer wieder, den Gang hinauf und wieder zurück; wer dabei umfiel, wurde mit dem Gummiknüppel geschlagen und musste eine zusätzliche Runde hüpfen. Man ließ keine Gelegenheit aus, uns zu drangsalieren und zu demütigen. Wer sich nicht bedingungslos fügte, zu schwach oder zu langsam war, bekam Tritte oder den bewussten Gummiknüppel zu spüren. Ich dachte an meine Kinder und sorgte mich um meine Schwiegermutter, die ja auch in einem Trakt des Lagers gelandet war, so vermutete ich. Wie mag es ihr wohl ergehen. Wenn ich daran dachte, was man der alten kranken Frau zusetzen konnte, wurde mir übel.

Einige Ausmaße brutaler Gewalt, die ich im Lager zu spüren bekam, werden mich ebenfalls mein ganzes Leben begleiten. An einem Abend befahlen mir zwei angetrunkene Milizen, mich über einen Stuhl zu legen, wo sie mich mit ihren Koppelriemen grün und blau schlugen – ohne erkennbaren Grund, aus reiner Willkür, einfach so zum Spaß. Sie weideten sich an meinen Schmerzen und meiner Hilflosigkeit. Beschwerden durfte ich mich unter Androhung weiterer Repressalien nicht.

Fast das ganze Jahr hindurch hatten wir Arbeitshilfe bei Bauern zu leisten, dafür wurde das Lager entgolten. Bei längeren Ernteeinsätzen übernachteten wir auch außerhalb in Scheunen. Eines Nachts kam ein ranghoher Offizier in die Schlafhalle und blieb an meinem Bett stehen. Ich bin zu Tode erschrocken von meiner Lagerstätte aufgesprungen und hinausgelaufen, wollte mich vor Panik, die mich seit dem Einfall der Russen immer wieder befiel, in eine Toilette retten. Aber er holte mich ein und zerrte mich auf den Hof. Dann wurden alle Gefangenen -

etwa 100 Frauen und Männer - auf den Hof heraus kommandiert, um meiner Bestrafung beizuwohnen. Der Offizier trat mir mit seinen Stiefeln immer wieder mit voller Gewalt in den Unterleib und schlug mit dem Knüppel auf meinen Kopf ein, bis mir das Blut aus Mund und Nase lief und mein inzwischen geschwollener Leib so schmerzte, dass ich mich nur mühsam auf allen Vieren auf meine Lagerstätte zurückschleppen konnte. Als Grund gab er bekannt, dass ich flüchten wollte, und alle sollten mit ansehen, was mit Flüchtigen wie mir geschieht. Wie sollte ich als halbverhungerte Gefangene in Sträflingskleidung und Glatze fliehen können – und wohin? Obwohl ich körperlich und seelisch grausam zugerichtet war, habe ich nie einen Arzt zu sehen bekommen.

Auf die Felder ging es immer zu Fuß und unter strenger Bewachung. Wenn wir unterwegs etwas Essbares auf der Straße fanden (manchmal fiel in den Kurven etwas von den Erntewagen, einzelne Runkelrüben, Kartoffeln), bückten wir uns danach in der Hoffnung, dass kein Gummiknüppel auf uns herabsaust. Generell hatten wir auch Küchendienste zu leisten, unter strengster Aufsicht natürlich. Es kam auch vor, dass man von Offiziersfrauen für ein paar Tage oder Wochen als Haushaltshilfe „ausgeliehen“ wurde.

So ein Glück ist mir hin und wieder auch widerfahren. Einmal kam ich in einen Haushalt in Bromberg mit einem kleinen Jungen, den ich zu hüten hatte. Die junge Frau beobachtete dabei, wie ich beim Spielen mit ihrem Sohn immer leise vor mich hin weinte, und fragte nach dem Grund. Ich musste ihr in meinem gebrochenen Polnisch von meinen beiden kleinen Mädchen erzählen, über deren Verbleib ich nichts wusste. Sie hatte Mitleid mit mir. Diese junge Frau hat sich dann bei Nacht und Nebel, wenn ihr Mann im Dienst war, heimlich auf den Weg gemacht und an allen möglichen Orten, in denen deutsche Kinder verwahrt sein sollten, nach meinen beiden Mädchen gesucht.

Und irgendwann wurde sie fündig, sie fand Einträge mit ihren Namen. Man sagte ihr dort, dass Typhus in dem Heim ausgebrochen war und viele Kinder gestorben seien.

Meine beiden Kinder waren von polnischen Familien aufgenommen worden, als bei ihnen noch keine Krankheitssymptome festzustellen waren. Die Krankheit brach aber trotzdem bei beiden Kindern aus. Doch während meine jüngste Tochter von ihren Pflegeeltern gesund gepflegt wurde, wurde die ältere Tochter Rosemarie wieder ins Heim zurückgegeben, wo sie kurz darauf verstarb. Wie ich später erfahren habe, ist meine Tochter Irma von dem Hausarzt ihrer Pflegeeltern abgewiesen worden mit den Worten, dass er keine Deutschen behandle. Er hielt sich strikt an das Verbot, Deutschen zu helfen.

Daraufhin haben sich die Jagodzinskis entschlossen, das Kind zunächst zu verbergen, so schnell wie möglich zu adoptieren und als ihr eigenes aufzuziehen. Meine Irma war nun ihre eigene und einzige Tochter, deren Muttersprache polnisch wurde. Die wenigen deutschen Brocken, die ein eineinhalbjähriges Kind sprechen kann wie Mama, Papa, Lisa (so hieß unser letztes Pferd), und bezeichnenderweise „Flieger“, waren schnell vergessen. Mein einziges noch lebendes Kind hieß nun Irka Jagodzinska und war der Sonnenschein ihrer neuen Familie.

Mit Hilfe der jungen Offiziersfrau war es mir sogar vergönnt, einen Blick durch das Küchenfenster der Familie Jagodzinski auf meine Tochter zu werfen. Mein Herz war schwer, aber mein Kind hatte es gut und ich war eine rechtlose Gefangene. Die Offiziersfrau vermittelte auch ein Treffen mit dem polnischen Adoptivvater, der mich einmal sogar mit dem Fahrrad abholen durfte, so dass ich meiner Tochter aus einiger Entfernung ein paar Minuten beim Spielen zusehen konnte. Ich wusste, sie war hier gut aufgehoben.

Von Januar 1945 bis Mai 1949 habe ich im polnischen Arbeitslager Potulice als Gefangene in Lageruniform und Glatze unter menschenunwürdigen Umständen eine Zeit voll roher Gewalt und Demütigungen erlebt. Einige Frauen waren zwischenzeitlich schon in den Westen, das heißt eigentlich nach Ostdeutschland entlassen worden. Die Hoffnung war immer da. Wer Verwandte als Adresse im Westen Deutschlands angab, wurde prompt von der Transportliste gestrichen. So entschied ich kurzerhand einfach anzugeben, dass meine Verwandten in Ostdeutschland leben.

Um Ostern 1949 bekam dann auch ich die Transportgenehmigung nach Leipzig. Aber was sollte aus meiner Tochter Irma werden? Ich konnte sie doch nicht in Polen lassen, sie war doch mein Kind! Ich kämpfte wie eine Löwin und mit allen Möglichkeiten, die es für eine rechtlose Kriegsgefangene überhaupt gab, obwohl es doch aussichtslos schien. Es war eine schwierige Tortur, bis man mir mein Kind wieder zusprach, und das auch nur, weil ich kein Einverständnis zu der Adoption gegeben hatte (in diesem Fall habe gar nicht geben können). Nach anfänglichem Zögern und Verweigern gaben dies auch die polnischen Eltern zu. Endlich sollte ich mein einziges, mir noch verbliebenes Kind zurück erhalten, doch der Schmerz um den Verlust meiner älteren Tochter Rosi und die Sorge um meinen vermissten Mann und die Schwiegermutter lagen mir schwer auf dem Herzen.

Meine Tochter Irma – inzwischen 6 Jahre alt, eine echte „Warschawjanka (Warschauerin)“, wie sie sich später in kindlichem Stolz bezeichnete, sprach nur polnisch und verstand nicht, was hier geschah. Sie wurde von ihrem geliebten Tatusch (Vater) auf dem Arm an die Eingangsbarriere des Lagers gebracht. Ich stand auf der anderen Seite der Schranke, verhärtet, schluchzend, kahlgeschoren und in Lumpen gehüllt.

„Nun nimm dein Kind“, wurde ich aufgefordert. Doch immer, wenn ich die Arme nach meiner Tochter ausstreckte, fing sie an zu schreien, zu kratzen, nach mir zu treten und sich an den Hals ihres Tatusch zu klammern – immer wieder, bis es der Miliz genug schien und sich ein Offizier erbarmte, dem Vater das Mädchen aus den Armen nahm und beruhigend auf das total verstörte Kind einredete. Der polnische Tatusch wandte sich ab und entfernte sich mit gesenktem Kopf und zuckenden Schultern, ein gebrochener Mann. Dankbarkeit und Mitleid für ihn ergriffen mich. Ohne ihn und seine Frau wäre auch mein zweites Kind gestorben. Ich wurde wieder in meine Baracke zurückgebracht. Mein Kind blieb in den Armen des fremden Mannes zurück.

Erst nach einigen Wochen, als ich aus dem Arbeitslager entlassen wurde, hat man mir mein Kind wieder an die Hand gegeben. Ein Kind, das mich im Stillen hasste, weil ich es der Geborgenheit „ihrer“ Familie entrissen habe, das meine Sprache nicht verstand und mich total ablehnte – und deren Mutter ich von nun an sein sollte! Sie war das Einzige, was mir verblieben war, doch ich kam nicht an ihre kleine Seele heran. Sie wollte nicht mit mir sprechen und alle Versuche, ihr Deutsch beizubringen, waren vergeblich. Es war nicht Trotz, es war nur die Reaktion eines hilflosen kleinen, verwundeten Mädchens.

Mit dem Transportzug erreichten wir im Mai 1949 Leipzig in der russisch besetzten Zone, wo wir einige Zeit in einem Quarantänelager verbringen mussten. Wir erhielten später ein kleines sauberes Zimmer in der Stadt, wo wir bei einer „Tante Lelius“ wie wir Sie nannten, zur Untermiete wohnten. Meine Tochter wurde im September in Leipzig eingeschult, obwohl sie immer noch nicht deutsch sprechen konnte und wollte, aber sie war schulreif. Sie öffnete sich etwas beim Spielen mit anderen Kindern, mir gegenüber aber blieb sie für lange Zeit verschlossen. Inzwischen hatte ich über das Rote Kreuz die Adresse meiner Mutter und meiner Brüder Johann und Lazarus erfahren, sie lebten schon seit einigen Jahren im Westen in der

Nähe von Helmstedt, das direkt an der innerdeutschen Grenze lag. Mein Stiefvater war auf der Flucht verstorben, mein Mann und meine Schwiegermutter galten noch immer als vermisst.

Ich habe erst in der Bundesrepublik von meinem Schwager Alex, der unversehrt aus dem Krieg nach Westdeutschland zurückgekehrt und inzwischen verheiratet war, erfahren, dass meine Schwiegermutter bereits im August 1945 im Arbeitslager Langenau in der Nähe von Bromberg verstorben sein soll. In diesem Zusammenhang erinnerte ich mich an eine Situation im Lager in Potulice: Der Lagerkommandant hatte mich rufen lassen, um mich zu fragen, ob ich eine Gottoleva Hein kenne. Nachdem ich ihm erklärte, dass das meine Schwiegermutter sei, teilte er mir beiläufig mit, dass sie sich fehl verhalten habe, indem sie Geld versteckt hielt, obwohl man ja bei der Internierung alles Persönliche abgeben musste. Man hätte sie deshalb bestrafen müssen. Ich hatte angenommen, dass meine Schwiegermutter auch in Potulice interniert war. Im Nachhinein vermute ich, dass diese Information des Lagerkommandanten mit dem Tod meiner Schwiegermutter in Langenau im Zusammenhang stand, wo sie möglicherweise schon von Beginn an untergebracht war und vermutlich an den Folgen ihrer „Befragung“ verstorben ist.

Meine Mutter Rosalie Volk hatte inzwischen eine Einreisegenehmigung zu uns nach Leipzig erhalten und mir zugesandt. Diese wurde vor meinen Augen von einem Volksarmisten der DDR zerrissen, also abgelehnt! So habe ich mich dann mit meiner Tochter unter widrigsten Umständen im Winter 1949 bei strengen Minusgraden und meterhohen Schneewehen illegal über die deutsch-deutsche Grenze für ein (wenn auch klägliches) Vermögen nach Westdeutschland schleusen lassen. Natürlich wurden wir von Volksarmisten aufgegriffen, wobei mir ein junger Mann für ein Stück Margarine aus der erneuten Gefangennahme half und mir und meiner Tochter den weiteren Weg durch die Finsternis und in die Freiheit zeigte. Ich wusste nicht einmal wo wir uns befanden. So schleppten wir uns die ganze Nacht hindurch auf einer von Eis und Schnee verkrusteten Straße bis nach Querenhorst im Kreis Helmstedt, wo wir am 16. Dezember 1949 gegen Morgengrauen völlig erschöpft bei unserer Familie ankamen und von unseren Lieben in die Arme geschlossen wurden. Ein langer Leidensweg fand sein Ende.

Jahrzehntelang habe ich geschwiegen, aber jedes Mal, wenn die Medien über Kriege berichten und Frauen und Kinder in verwahrlostem und erbarmungswürdigem Zustand zeigen, wenn Frauen und Mädchen brutal vergewaltigt werden, werden die Erlebnisse wach, die mich in meinen Träumen aufschrecken lassen und sich tief in meine Seele eingebrannt haben. Ich konnte nicht darüber sprechen, bis meine Tochter mich vor einigen Wochen in langen und einfühlsamen Gesprächen ermunterte, das Erlebte niederzuschreiben.

Wenn man als Frau und Mutter die Grausamkeiten eines Krieges am eigenen Leib miterlebt hat, kann man nicht begreifen, dass es immer wieder Kriege gibt auf der Welt!

Mein Mann blieb vermisst und wurde nach einigen Jahren offiziell für tot erklärt. Meine zweite Ehe blieb kinderlos und scheiterte nach 30 Jahren. Seit einem zweiten Schlaganfall lebe ich nun bei meiner Tochter und ihrer Familie.

Meine Tochter und mein Schwiegersohn haben 1973 die polnischen Adoptiveltern meiner Tochter wieder gefunden und bis zu deren Tod Kontakt zu ihnen gehalten. Luzia und Theodor Jagodzinski waren auf Einladung meiner Kinder 1976 für acht Wochen in Deutschland bei ihnen zu Besuch.

So hatte ich Gelegenheit, ihnen für alles Gute, das sie für mein Kind getan haben, zu danken.

Klara Grzanka
(geborene Both, verwitwete Hein)
Grasleben Kreis Helmstedt